

Wiederkehr der Religion -
Widerstand gegen Religion?
Zum verwickelten Befund von
Ost und West

Heutige Erschütterungen der
Lebenswelt
und die Krise der aufgeklärten
Vernunft

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Wir leben heute bewußtseinsmäßig in einer „Post-“Welt, einer Welt „danach“. Sie ist posttraditionell, was das rasche und gründliche Vergessen kultureller Herkunft angeht: „Geschichte ist fünf Jahre alt“¹; posthistorisch - denn angeblich sei seit dem annus mirabilis 1989 auch die Geschichte zu Ende; postnational - denn im Blick auf das Globale wird ein Weltbürgertum fast schon erzwungen. Ja, unsere Ära ist sogar schon posthuman genannt worden² - was auf die möglichen Manipulationen am menschlichen Genom und Kreuzungen mit dem Tier anspielt. Sie ist weiterhin betrachtet auch postsexuell, weil die binäre Unterscheidung zwischen männlich und weiblich im Zuge der Gender-Forschung als überholt ausgegeben worden ist.³ „Fließende Identität“ ist das Motto der „androgyn-multiplen Körperlichkeit der Techno-, Pop- und Cyber-Kultur“.⁴ Utopien im Sinne des totalen Selbstentwurfes setzen zunehmend durch.⁵ Im Ausspielen des „Körper-Potentials“ vollziehen sich „Performances“, in welchen vorzugsweise Frauen ihren eigenen Körper als Kunstwerk nutzen. Man ist nicht nur seines Glückes Schmied, sondern auch seines Körpers Schneider. Unnötig zu sagen, daß wir damit natürlich in einem Post-Feminismus angelangt sind: Die Frauenbefreiung hat ihr Subjekt verloren, da es Frauen sozusagen „nicht gibt“. Das Hauptwort dieser Prozesse lautet „Dekonstruktion“ oder: „My body is my art“. Kunst wird irritierendes Spiel mit dem eigenen Fleisch - Grenzen zwischen Fleisch und Plastik, Körper und Computer, Kunst und Nicht-Kunst verwischen sich. Unsere Lebenswelt ist damit auf dem Wege zur grundsätzlichen Überholung des eigenen Körpers. Nicht mehr nur der science fiction-Leser läßt sich die mögliche Kombination von Mensch und Maschine vorführen; diese rückt weiter in Theorienähe, jedenfalls in den USA: Die Feministin Donna Haraway entwickelt den gedanklichen Entwurf des „Cyborg“ = Cyber Organism, das meint einen durch Transplantate und technische Einbauten immer wieder funktionsfähig erneuerten Organismus.⁶ Dem Mathematiker Roy Kurzweil schwebt der Einbau von Nanocomputern in den menschlichen Körper vor. Seine fortschrittliche Frage lautet: „Braucht die Zukunft noch den [bisherigen] Menschen?“ Die Unterscheidung zwischen dem „Gewachsenen“ und dem „Gemachten“⁷ oder, noch klassischer ausgedrückt, zwischen homo genitus und homo factus⁸ schwindet; der homo mechanicus bzw. surrogatus steht am Horizont einer lichten, womöglich alterungsfreien Zukunft.

Der Nach-Phänomene also kein Ende; „The Day After“ ist mehr als ein Filmtitel, er ist bewußtseinsmäßige Wirklichkeit. Bisherige Orientierungen sind fürs erste totgesagt. Wir sind die Generation „danach“: nach Geschichte, Herkunft, Nation, Geschlecht, Körper, Selbstzweck...

Postmoderner Plural in West:
Abwesenheit des Einen, Einenden

Als Rahmen dieser heutigen Post-Befunde bleibt die Postmoderne genauer zu betrachten; sie führt an das Thema des Sinnverlustes in seiner jetzigen Variante unmittelbar heran.

Die Postmoderne, vor allem in ihrer französischen Form, hatte seit den 70er Jahren die Abwesenheit, l'absence, thematisiert, die Abwesenheit von Sinn nämlich, der das Heterogene, in vielerlei zielloses Wissen Zerfallende zu einem Ganzen verbinden könnte. Postmoderne ist - nach dem berühmten Aufsatz „La Condition Postmoderne“ (1979) von Jean- François Lyotard (1924-1998) - bestimmt als das Zulassen von Mehrzahl: Mehrere, viele, alle Lebenswelten, Kulturen, Andersheiten, Differenzen wirken zugleich: wertungsfrei und hierarchiefrei; ihnen fehlt und sollte fehlen die Glättung

durch Verallgemeinerung, aber auch die Über- und Unterordnung durch Wertungen. Das Verbindende, die „Leitkultur“ steht vielmehr unter dem Verdacht zu nivellieren, das Fremde einzuheimen, wenn nicht zu vergewaltigen, wie es der europäischen Denktradition (zwischen Platon und Heidegger⁹) vorgeworfen wird, weil sie nur aus dem Einen, Gemeinsamen denke. Eurozentrisch ist uni-zentrisch: immer derselbe Sündenfall des Geistes, abgewandelt von den Griechen über den Monotheismus Israels und das Christentum bis zur deutschen Identitätsphilosophie vom Schläge Hegels, ja bis zum Islam als der transeuropäischen Variante.

Odo Marquard hat schon in den 80er Jahren den Monotheismus der drei verschwisterten Religionen Judentum, Christentum und Islam als eine unterschwellige oder offene Gewaltbereitschaft auszumachen geglaubt, der nur mit einem neuen Polytheismus oder eben mit „Geschichten“ gegenzusteuern wäre. „In diesem Sinne ist selbst der Einfall suspekt: es lebe der Vielfalt.“¹⁰ Solche Angriffe verstärken sich mittlerweile: Von Walser über Handke bis zu Houellebecq wird das jüdisch-christliche Erbe, bei dem französischen Schriftsteller Houellebecq spezifisch und absichtlich politisch inkorrekt der Islam, verantwortlich gemacht für die Sinnkrise: nicht aber wegen einzelner Geschichtsdaten (wie etwa dem 11. September), sondern grundsätzlich: wegen des Monotheismus.¹¹ Freilich hat Erik Peterson längst vor Marquard schon 1935 - vor der Folie des Dritten Reiches - hervorragend gezeigt, daß gerade im Christentum der Glaube an die Dreieinigkeit Gottes keinen fundamentalistischen Ansatz für Politik biete, im Gegenteil: er sei Garant für den grundsätzlichen „Bruch mit jeder ‚politischen Theologie‘, und erlaube ein Denken „jenseits von Monotheismus und Polytheismus“. ¹²

Gleichviel: Postmodernes Denken erklärt den Aufstand gegen die „großen (homogenisierenden) Erzählungen“: gegen die Ilias, die Odyssee, die Bibel, die Aeneis, die Göttliche Komödie, Faust, was immer. All dies ließe sich lesen - so der Verdacht - als Monopolismus einer Idee der Götter, der Menschen, der Dinge; diesem Monopol dienten die Entwürfe einer Seinslehre ebenso wie die Frage nach einem „Wesen“ der Dinge, aber - verblüffend - auch die aufklärerische, alles betreffende, alles erklärende Vernunft. Gerade das Zeitlos-Gültige, die angebliche Globalität, das Begrifflich-Allgemeine, das Denken aus dem scheinbar einen Ursprung grenze ein „Anderes“ immer aus. Aber auch die aufklärerische Vorstellung des mündigen, selbstverantwortlichen Subjekts sei Selbstdurchsetzung: Das Ich schließe herrisch von der eigenen Position auf ein Du. Denken habe vielmehr einen Verzicht zu erklären: den Verzicht auf den geschlossenen Diskurs innerhalb eines „anonymen und zwingenden Gedankensystems“¹³, das zum tödlichen Ausschluß der Andersdenkenden führe. Dagegen stehen neue „Grundbilder“: Mehrfachkodierungen, Vielfalt von Rationalitätstypen, Übergänge „transversaler“ Vernunft.¹⁴ Die lebensweltlich allenthalben greifbare Überzeugungskraft solcher Pluralität oder Multioption, auch und gerade für das eigene, ständig zu ändernde Leben, soll daher rühren, „daß überkommene Muster zunehmend nur noch Miseren erzeugen und zum Koma führen. Die Moderne hat eine solche Erfahrung mit sich gemacht. Als Postmoderne sucht sie sich davon zu befreien. Die Vision, der ihre Hoffnung gilt, ist die der Pluralität. Niemand kann für ihren Erfolg garantieren. Aber ihre Versprechen sind nicht grundlos.“¹⁵

Jeder Singular wird als solcher verdächtig. Entsprechend fehlt nicht nur das Eine, Verbindliche im postmodernen Lebensstil; es fehlt damit auch der Eine: Gott. Er zieht sich nur als „Spur“, als Negativabdruck eines Fußes im Wüstensand, durch die Geschichte (des 20. Jahrhunderts). Gott ist abwesend - so schon Emmanuel Levinas, aber in noch strikterer Verneinung Lyotard und Derrida: Es bleibt unentschieden, ob es „ihn“ gibt oder ob er die „Spur“ nur im menschlichen Denken hinterließ, als Korrelat zu Traum und Sehnsucht des Menschen. Die bisher erwähnten Denker thematisieren die Bubersche „Gottesfinsternis“ bis ins Bodenlose - weit dunkler als die christliche „negative Theologie“, die der große Unbekannte des 5.

Jahrhunderts, Dionysius Areopagita, einleitete.

Liotard (1924-1998) kennzeichnet die Postmoderne durch Erschütterungen, die gedanklich nicht „gebändigt“ werden können: durch das Ereignis und das Erhabene (welchen Begriff er Kant verdankt). Beide zerstören die Selbstsicherheit der Vernunft. Im Ereignis liest sich, auch theologisch, unschwer noch das Geschichtsdenken des Judentums, daß nämlich menschliche Geschichte nicht ein naturhaft ablaufendes Geschehen sei. Sondern geschichtlich strukturiertes Geschehen bestehe aus Ereignissen, aus dem Unvorhergesehenen, aus dem Nicht-Kausalen. Das Ereignis setzt Liotard zwar nicht religiös an; aber es ist doch bemerkenswert, daß er zu dem Gesichtspunkt zurückkehrt: Das Ereignis als Ereignis sei philosophisch nicht systematisierbar, es bleibe unbestimmt im Sinne des Undarstellbaren. Das zeigt eine Weigerung an, überall „vernünftige“ Zusammenhänge zu setzen - und Liotard ist ein entschiedener Gegner von Habermas' „vernünftigem Diskurs“. Das Ereignis finde vielmehr gerade außerhalb der Logik statt. Es brauche weder vernünftig zu sein, noch brauche es einhellige, eindeutige Sprache aufzuweisen, noch weniger müsse man sich darauf konsentisch zu einigen - der „Widerstreit“¹⁶ ist mit dem Einbruchscharakter des Ereignisses vorgegeben. Auf das Ereignis einigt sich niemand; es findet statt. Es gibt also in der aufgebauten Systematisierung Sprengungen, und zwar Sprengungen durch Wirklichkeit, für die das autonome Subjekt keine Regeln hat. (Der ominöse 11. September scheint im vorhinein illustriert.)

Dazu kommt le sublime: Im Ereignis zeigt sich ein Erhabenes, freilich nicht, indem es als Gott identifiziert wird; Liotard spricht als Philosoph. Aber doch in der Art und Weise, daß das Erhabene nicht eingeht in die gedanklichen Kategorien. Philosophie und Kunst werden eben darin „Brüder“ im Scheitern des Undarstellbaren.¹⁷ Für Liotard ist daher der „vernünftige Diskurs“ ein Selbstbetrug des Sprechens, das Mittelmaß der Mittelmäßigen. Das eigentliche Problem beginnt vielmehr da, wo die Sprache, auch der künstlerische Ausdruck, vor dem Monströsen, dem Unfaßlichen verstummt.

So gibt es in der postmodernen Welt - nicht in der Binnenwelt der Theologie, sondern in der Welt des Philosophischen, des Politischen, des öffentlichen Raumes - ein postsäkulares Denken; freilich keine Stelle, an der das Heilige unmittelbar vorkäme. Aber es kommt vor in seiner Abwesenheit, in seiner Spur, im Widerspruch gegen die pure Autonomie des sich selbst besitzenden, sich selbst verstehenden Subjekts. Das ist nicht nichts. Philosophisches Vor-Denken ist zurück in einer Fassungslosigkeit, von der sich die Autonomie-Formel der Aufklärung nichts hat träumen lassen.

So ist - wie sollte es anders sein - gerade das künstlerische Schaffen davon seit geraumer Zeit geprägt. Gott und die Transzendenz sind „negativ“ präsent oder genauer: „verfehlt“. Ionesco brachte es auf den Punkt: „Wie bei Beckett erwächst mein Theater aus der Abwesenheit Gottes [...] Es ist metaphysisches Theater. Es drückt das Unbehagen des Zustands des von der Transzendenz getrennten Menschen aus. Daraus entsteht die Erwartung und die Hoffnung, daß Gott sich eines Tages zeigen wird. - Mein Drama 'Die Stühle' ist die Inszenierung der verzweifelten Suche nach einem Sinn, es ist ein Werk der ontologischen Leere. - Die 'Kahle Sängerin' ist der Ausdruck unserer inneren Leere, in der die Wörter das Wort ersetzt haben. Das Wort ist göttlich, aber unsere Sprache hat die Substanz verloren.“¹⁸ Im Vergleich zu Ionesco absichtlich zerstörerisch arbeitet der Norweger Bjarne Melgaard mit Figuren im Sado-Maso-Bereich, „die sich gegenseitig mit dem Messer zu Leibe rücken und Hunde würgen. 'God hates you', lautet die Botschaft einer Ausstellung im westfälischen Herford; der dortige Bürgermeister fand die Bilder zwar „abscheulich“, er verschließt sich aber nicht der Einsicht, daß 'das Leben insgesamt eben auch mal abscheulich ist'.“¹⁹

Was für Konsequenzen hat solcherart „Abwesenheit“ Gottes, die sich bis zur Aussage vom „Haß Gottes“, offenbar auf den Menschen, steigern läßt? Läßt sich beispielsweise nicht, um es mit dem großen Schauspieler Ginsberg boshaft zu formulieren, „mit der Sartreschen Kaffeehaus-Verzweiflung gut und ungestört leben“?²⁰

Abwesenheit von Sinn

Analog zum Gottesverlust wachsen die markanten Sinn-Lücken der postmodernen Gesellschaften. Der Ersatz von Sinn durch Spaß zeitigt offenbar nicht die erwartete Befreiung, eher bringt er ein Kaleidoskop seichter Vergnügungen. In der Rede zum Friedenspreis des deutschen Buchhandels in der Frankfurter Paulskirche vom 14. Oktober 2001 sprach Habermas von der „knapp werdenden Ressource Sinn“²¹, welche offensichtlich gegenwärtig nur mühsam nachgefüllt werden könne. „Verzweifelt die Wirklichkeit nach Sinn“ abtastend - so sieht der Kolumnist Thomas Assheuer namhafte Vertreter der Gegenwartsliteratur, auch und gerade der Literatur der gewünschten Skandale, zwischen Walser, Handke und Houellebecq. „Im Netz der westlichen Kultur zappelt und zuckt ein bilderloses, von allen seinen Imaginationen gereinigtes und seinem Tribschicksal stumm ergebene Subjekt, das verzweifelt die Wirklichkeit nach Sinn abtastet, aber zwischen Paris und Bangkok nichts anderes vorfindet als jene Schnittmuster, die die Hohen Priester der kapitalistischen Religion, Trenddesigner und 'Verhaltenskonsumsoziologen', vorgestanz haben.“²²

Im Maße ein „Sinn“ des Ganzen gedankenlos oder im Widerspruch verweht, will man wieder sterben: in die Natur, in die große Leere, in den Sog des Nichts hinein. Nichts ist es entsprechend mit dem Sinn des Lebens. Sinn sei die einzige „pornographische Vokabel“ in der Philosophie, war zu hören. Denn was erschließe und verhülle sich am Grunde dieses merkwürdigen menschlichen Daseins? Wer den Schleier der Isis lüftet, der Geheimnisse des Lebens, treffe auf - Nichts; so schon Schiller in seiner Ballade vom „Lehrling zu Sais“, und dieses Nichts vernichtet den Adepten auf dem Fuße: Er stürzt tot zu Boden. „Grammatiken des Nihilismus flackern am Horizont.“²³ Aber: Kann eine Kultur als Kultur wirklich umgehen mit der Vorstellung des Nichts hinter dem Leben? Oder sogar schon des Nichts im Leben? Das Schalwerden der Erotik trotz aller Sexualisierungen weist ebenfalls in die Richtung: „Die sexuelle Toleranz der modernen Gesellschaft geht mit einer seltsamen Verblässung des Sexuellen einher.“²⁴ Die ungöttliche Banalität des Instant-Sex hat den Eros vergiftet - Tod ist heute das spannende Thema, nicht mehr die Liebe.²⁵

Neue Ansätze in Philosophie und Literatur: postsäkular

Wie füllt man die Sinnleere auf - wenn dieser verräterisch-mechanische Ausdruck gestattet ist? Jedenfalls nicht mit Dekonstruktion und dem dazugehörigen Konstruktivismus: Beide gehen von selbstgeschaffenen „Netzen“ der Kommunikation aus, in denen Sprachspiele nicht einmal mehr über „Wirklichkeit“, sondern über Zeichen von Zeichen von Zeichen vollzogen werden. Dazu der Volksmund: „Es sieht aus wie eine Ente, es quakt wie eine Ente, es läuft wie eine Ente - was ist es? Das soziale Konstrukt einer Ente.“ So ist es bereits die entscheidende Frage, ob Sinn „konstruiert“ werden kann, wie es häufig heißt, ob er „gestiftet“ werden kann, oder ob er nicht vielmehr gefunden werden muß - eben weil er ist. Invenire heißt das lateinische Wort für finden, wörtlich „hineinkommen“ - als in etwas, das wartet, schon gegenwärtig ist und bereit zur Aufdeckung. Denn Sinn meint im Deutschen, wie übrigens in den meisten europäischen Sprachen, einfach zunächst Richtung - überraschenderweise. Die Urbedeutung ist Richtung durch Anzugesensein, Gehen aus Neigung, Bewegung hin auf erfüllendes Ziel, auf ersehnte Ankunft. Max Scheler formulierte in den 20er

Jahren: „Der Mensch ist keine Sache, sondern eine Richtung.“ Wir genügen uns nicht in der Selbstbezüglichkeit, wir sind uns nicht selbst Sinn. Ein Zweck der Natur macht noch nicht den Sinn des Menschen aus. Denn der Zweck verfolgt ein Teilziel, hinter dem sich neue Teilziele aufbauen, die sich wieder erschöpfend fortsetzen. Aristoteles zeigte den Unterschied zwischen Zweck und Sinn am Beispiel des Hausbaus: Der Zweck des Bauens ist erreicht, wenn das Haus fertig ist: Menschen können darin wohnen. Hat aber das Wohnen einen Zweck? Wieder lassen sich Teilziele angeben: um zu leben etwa. Nun aber muß das Leben nicht in weitere Funktionen und Zwecke aufgeschlüsselt werden, denn letztlich ist das Leben „selbstzwecklich“. Solcher „Selbstzweck“ ist Sinn: Er gibt den Gesamthorizont für alle Teilbewegungen und Zwecke vor.

Nun gibt es ein merkwürdig aus der Reihe fallendes Post-, dessen Züge genauer zu untersuchen sind, weil etwas angeblich schon längst Überwundenes zurückkommt: das Postsäkulare. Die es sich „mit der Vorstellung bequem gemacht hatten, Säkularisierung sei ein quasi-automatischer Bestandteil von Modernisierung“²⁶, haben nicht nur erst seit dem 11. September 2001 sichtlich nachzulernen. Erstaunlicherweise ist eine Renaissance des Religiösen festzustellen; noch genauer gesagt: Es ist sogar zweifelhaft, ob es überhaupt je abgetreten sei. „Von einer abnehmenden Bedeutung der Religion kann in globaler Perspektive gar keine Rede sein. Trotz aller weiteren Verbreitung von Industrialisierung, Urbanisierung und Bildung in den letzten Jahrzehnten haben alle Weltreligionen in diesem Zeitraum ihre Vitalität erhalten oder gesteigert. [...] 'Postsäkular' drückt dann nicht eine plötzliche Zunahme an Religiosität nach ihrer epochalen Abnahme aus - sondern eher einen Bewußtseinswandel derer, die sich berechtigt gefühlt hatten, die Religionen als moribund zu betrachten.“²⁷ Mit anderen Worten: Sie wurden zwar totgesagt, waren aber gar nicht gestorben. Das zähe Bestehen von Religion gilt trotz der europäischen Sonderentwicklung nach 1945 und 1989, welche letztere besonders spürbar in den „religionsresistenten“ neuen deutschen Bundesländern und in Tschechien anhält. „Gottes Platz in der Seele ist zu einer Leerstelle geworden“, so Günter de Bruyn, Ostberlin, zur Kennzeichnung seiner mitteldeutschen Landsleute.²⁸ Dennoch scheint dies im Weltmaßstab gesehen eine Ausnahme zu sein.

Doch im neuen Begriff des „Postsäkularen“ wird etwas anderes deutlich: Wie sehr das Absterben von Religion ein eifrig und eifernd betriebenes Projekt der Moderne war - aber eben ein „unvollendetes“, ja ein unvollendbares, in Selbsttäuschung befangenes Projekt. Religion kann offenbar nicht einfachhin von Rationalität übernommen oder beerbt werden. Ein berühmter Satz von Brecht lautete: „Unter den schärferen Mikroskopen fällt er“ - gemeint ist Gott. Aber gerade dieser Satz klingt altmodisch, ja gewissermaßen prä-postmodern. Viel näher steht der heutigen Generation der Satz von Wittgenstein: „Wir fühlen, daß selbst, wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind.“²⁹ Die scheinbar „beruhigte Endlichkeit“ eines rundum aufgeklärten Denkens ist ihr eigener, besonders tragischer Trugschluß.³⁰ Im Gegenteil: Die existentielle Brauchbarkeit der Wissenschaft selbst steht zur Diskussion. Statt Lebensprobleme zu lösen, vervielfältigt sie diese vielmehr.³¹

Freilich ist die Wiederkehr des Religiösen, oder genauer gesagt: sein Nichtverschwinden, keineswegs einfachhin schon in sich stimmig und erfreulich. Seit Jahren strömt in die zumindest europäisch-kulturelle Leere eine selbst nicht mehr kultivierte Religiosität ein: Weithin hat sie die Anbindung an die erprobten Formen des Kultus und der Frömmigkeit verloren oder nur eingeschrumpft behalten.³² In ebenso rührender wie erschreckender Weise werden abergläubische Praktiken, esoterisches „geheimes Wissen“³³ und Naturfrömmigkeit vermischt - „Schafe, die keinen Hirten haben“, würde der Evangelist sagen. Vieles davon nennt sich

„Spiritualität“ und versteht darunter vage ein Sichverlassen auf fremde, überrationale Mächte, was immer das auch sei, und nähert sich in seiner schwärzesten Form sogar dem Satanskult. Gerade daher ist die Aufmerksamkeit auf das Religiöse auch und gerade eine Aufgabe der alten, „erprobten“ Religionen - sogar eine dringliche Aufgabe der biblisch-klassischen Religionskritik.³⁴ Deren „interne“ Götzenkritik ist im Grund wichtiger und älter als die „externe“ der deutschen Religionskritiker des 19. Jahrhunderts, welche Religion als Symptom verfehlten Lebens aufzudecken suchten. So übernimmt in verblüffender Weise heute das Christentum die Aufgabe einer „Aufklärung“ über Götzen, ja eine Verteidigung der Rationalität, der Wichtigkeit vorurteilsfreien Denkens und selbstkritischer Philosophie.³⁵

Davon jedoch abgesehen, wird gerade in jüngsten Wortmeldungen namhafter Philosophen deutlich, daß das Sinnpotential von Religion, a fortiori aber der jüdisch-christlichen Herkunft und ihres großen Thesaurus, offenbar nicht einfach ablösbar ist durch die aufgeklärte Vernunft und ihre Zwecksetzungen, auch nicht ablösbar durch virtuelle Spiele, und sei es mit dem eigenen Körper; auch nicht ablösbar durch Psychohygiene.³⁶

Es scheint sich eine Wende anzubahnen: die unerwartete Wende der Intellektuellen zu Fragen eines neuen (und alten) Sinnentwurfs. „Das Neue ist nichts als das gut vergessene Alte“, sagt das russische Sprichwort. Die Suche nach einer Anthropologie „jenseits des Nihilismus“ und „jenseits der virtuellen Konstruktion“ hat schon begonnen. Die Rede ist zum Beispiel von der Notwendigkeit einer universalen Gerechtigkeit (für die Opfer) - „Auferstehung“ wäre die Sinnantwort auf irdisch nicht gutzumachende Leiden: „Erst recht beunruhigt uns die Irreversibilität vergangenen Leidens - jenes Unrecht an den unschuldig Mißhandelten, Entwürdigten und Ermordeten, das über jedes Maß menschlicher Wiedergutmachung hinausgeht. Die verlorene Hoffnung auf Resurrektion hinterläßt eine spürbare Leere“, so - erstaunlicherweise - Habermas.³⁷ Mit anderen Worten: Im Sinngefüge bedarf es einer Antwort auf das menschlich nicht zu Lösende; „Auferstehung“ ist mehr als ein „Anliegen“ in theologischer Metasprache, sie hat eine „Systemstelle“ im menschlichen Verlangen nach Gerechtigkeit.

Eine zweite, tiefgehende Forderung, wiederum philosophisch ausgesprochen, sogar von einem Agnostiker, kommt hinzu - um so verblüffender, als der kirchliche Usus auf diesem Gebiet immer mehr ausdünnt. Die Rede ist von der notwendigen Absolution von Schuld, und zwar auch von der Verzeihung für die Täter - und sie müßte bis zur Verzeihung des Unverzeihlichen gehen, so Derrida in einem Interview: „Man muß von der Tatsache ausgehen, daß es, nun ja, Unverzeihbares gibt. Ist es nicht eigentlich das Einzige, was es zu verzeihen gibt? Das einzige, was nach Verzeihung ruft? Wenn man nur bereit wäre zu verzeihen, was verzeihbar scheint, was die Kirche 'läßliche Sünde' nennt, dann würde sich die Idee der Vergebung verflüchtigen. Wenn es etwas zu verzeihen gibt, dann wäre es das, was in der religiösen Sprache 'Todsünde' heißt, das Schlimmste, das unverzeihbare Verbrechen oder Unrecht. Daher die Aporie, die man in ihrer trockenen und unerbittlichen, gnadenlosen Formalität folgendermaßen formulieren kann: Das Vergeben verzeiht nur das Unverzeihbare. Man kann oder sollte nur dort vergeben, es gibt nur Vergebung - wenn es sie denn gibt -, wo es Unverzeihbares gibt. Was soviel bedeutet, daß das Vergeben sich als gerade Unmögliches ankündigen muß. Es kann nur möglich werden, wenn es das Un-Mögliche tut. [...] Was wäre das für eine Verzeihung, die nur dem Verzeihbaren verziehe?“³⁸

Nicht minder provokativ, diesmal von Seiten der Literatur und keineswegs im Outfit der Postmoderne, finden sich weitere Anmerkungen. Denn, so Frühwald, „gegen den Geschwindschritt einer sich radikalierenden Moderne sind heute Religion und Literatur vereint. Sie suchen gemeinsam

Zeichen der Erinnerung zu setzen, in der Kälte der Abstraktionen, in der Ferne der sich urknallartig vom Menschen entfernenden Dimensionen des Weltinneren die Erinnerung an den konkreten Menschen zu bewahren.³⁹ Im nichtssagenden Sprachlärm von „Echos, die in leeren Höhlen dröhnen“, werden „reale Worte“ eingefordert; der Autor, der zunächst nur als Ästhet formuliert, findet sie - in den Worten der eucharistischen Verwandlung. Der widerspenstige „Danebengeher“⁴⁰ Botho Strauß reflektierte kurz vor der Jahrtausendwende Geist und Ungeist der Postmoderne, der er bitter-überlegen widerspricht. Strauß holt seine Argumente aus der Ästhetik: Das wirkliche Kunstwerk sei - aufreizend genug zu hören - zusammen mit dem Glauben (an die Wirklichkeit, an den göttlich Wirklichen) in den letzten europäischen Generationen verraten worden. Gemeint ist genauerhin die Dekonstruktion von Sprache zu beliebigen Textfragmenten, zu Deutungsspielereien, zu Wortmüll, der nicht meint, was er sagt. Botho Strauß, Jahrgang 1944, bezieht sich zustimmend auf den Literaturtheoretiker George Steiner, Jahrgang 1929, der gegen die Nomenklatura der Poststrukturalisten Barthes, Lacan, auch Derrida die Wirklichkeitsmacht des Wortes aufrief - im Rückgriff auf die Real Presences, die Realpräsenzen (des Gesagten nämlich), was der deutsche Hanser Verlag übrigens als zu fromme, zu dogmatische Überschrift des Buches scheute und stattdessen in den Titel auswich: „Von realer Gegenwart“⁴¹. Steiner skizzierte darin scharf und heftig den Verlust der bedeutungsvollen Wirklichkeit durch eine seit dem 19. Jahrhundert angelegte, unübersehbar an inneren Widersprüchen laborierende, nominalistische Sprachzerstörung, gegen die er das primäre Wortverständnis, die Wirklichkeit des im Wort Gesagten ins Feld führte - bei vollem Bewußtsein, den Goliath Postmoderne und die Byzantiner⁴², das heißt die im „Abwesenden“ erstarrten Theoretiker, anzugreifen. Botho Strauß, der überraschende, sekundierte 1991, im unmittelbaren Umfeld der deutschen Wiedervereinigung, dem ungebärdigen Vorredner Steiner im „Aufstand gegen die sekundäre Welt“ und für die „Anwesenheit“ - wovon?

„Es geht um nicht mehr und nicht weniger als um die Befreiung des Kunstwerks von der Diktatur der sekundären Diskurse, es geht um die Wiederentdeckung nicht seiner Selbst-, sondern seiner theophanen Herrlichkeit, seiner transzendenten Nachbarschaft.“⁴³ Auch das Wort ist Kunstwerk, von jeher, ja von seinem Anbeginn her aus dem Raum des logos. Denn gegen alle Dekonstruktion: Wort ist gleich Sinn. „Überall, wo in den schönen Künsten die Erfahrung von Sinn gemacht wird, handelt es sich zuletzt um einen zweifellosen und rational nicht erschließbaren Sinn, der von realer Gegenwart, von der Gegenwart des Logos-Gottes zeugt.“

Unmittelbar danach schließen sich die Sätze an: „In der Feier der Eucharistie wird die Begrenzung, das Ende des Zeichens (und seines Bedeutens) genau festgelegt: der geweihte Priester wandelt Weizenbrot und Rebenwein in die Substanz des Leibs und des Bluts Christi. Damit hört die Substanz der beiden Nahrungselemente auf, und nur ihre äußeren Formen bleiben. Im Gegensatz zur rationalen Sprachtheorie ersetzt das eine (das Zeichen, das Brot) nicht das fehlende andere (den realen Leib), sondern übernimmt seine Andersheit. Dementsprechend müßte es in einer sakralen Poetik heißen: Das Wort Baum ist der Baum, da jedes Wort wesensmäßig Gottes Wort ist und es mithin keinen pneumatischen Unterschied zwischen dem Schöpfer des Wortes und dem Schöpfer des Dings geben kann.“⁴⁴

Es fragt sich, was durch dieses Einsprengsel - ist es überhaupt jemand aufgefallen? - in ein 1999 ediertes Buch für die zeitgenössische Kultur geschehen ist. Auf jeden Fall ein geheimes Erdbeben. Aber hat es die christentumsverdrossene Kultur als Erdbeben wahrgenommen? Zweifellos wird hier „ästhetisch“ argumentiert - aber wenn auch das ästhetische Argument nicht mehr zieht, gewinnt die sekundär erzeugte Ansichts-Sache, die Nicht-Sache die Überhand. Nur das Verständnis des sakramentalen Wortes, das sich in der Eucharistie verwirklicht, reißt nach Strauß die

Zeichen von Zeichen von Zeichen auf. Verschwindet die Eucharistie, verschwindet auch das Kunstwerk, das aus dem Raum des Göttlichen kommt und nicht einzig aus dem illusionären psychischen Raum seines Autors. Sollte die Eucharistie, das schöpferische Wort der Anwesenheit, schwinden, verschwindet auch die Dichtkunst, noch genauer: verschwindet der Mensch, denn er ist „ein sakramentales Wesen [...] Alles, was er schafft, ist Darbringung, Opfergabe. Zuerst geben wir etwas ab, dann einander, dann weiter. Die erste Richtung des Werks ist die vertikale, seine Menhirstgestalt.“⁴⁵ 46

Ist die Behauptung von Strauß wahr, daß „die Mitternacht der Abwesenheit überschritten ist“?⁴⁷ Dieser Satz provoziert eine unglaubliche, unwiderstehliche Hoffnung für die gegenwärtige, zum Sinnlosen nivellierte, im Leeren triumphierende Kultur. Noch unglaublicher, daß der Satz im Zeichen der Eucharistie gesagt ist - jener Zusage der Anwesenheit, welche das dekonstruktive und destruktive Sprechen Lügen straft. Eucharistie als Sprengung des Geschwätzes, als Erweis von Wirklichkeit durch das Wort - trotzend der „reinen Selbstreferenz der Diskurse, dem nihilistischen Vertexten von Texten“⁴⁸. Es ist „nur“ ein ästhetischer Gottesbeweis - aber vielleicht der heute nötige? „Es gibt die Dreifaltigkeit Rubljevs, folglich gibt es Gott.“⁴⁹ Gemeint ist nicht Rubljevs Psyche, die sich ihren Gott erschafft. Gemeint ist Gott, der sich Rubljev gezeigt hat.

Wenn dieser Gottesbeweis aus dem wirklichkeitsgesättigten Kunstwerk zutrifft, läßt sich auch der folgende Satz sagen: Es gibt in der Welt der semantischen Spielereien die Eucharistie, folglich gibt es den theophanen Logos, das gottdurchleuchtete, das wirklichkeitsschwere Zeichen. Es gibt Sinn von Sprechen.

Und in Ost?

Zur Herausforderung des Neuheidentums und der Neuevangelisierung

Ernüchternd: Das Neuheidentum in Deutschland

Vor allem im „neuen Osten“ der Bundesrepublik sind die Grundkenntnisse, geschweige die großen intellektuellen Höhenflüge christlichen Glaubens bereits weithin geschwunden. Damit dünne natürlicherweise auch der christliche Alltag und die großen Feste aus; der ethische und kulturelle Einfluß des Christentums auf die Öffentlichkeit ist gering. Von 15 Millionen Ostdeutschen gehören nur 4 Millionen der evangelischen oder katholischen Kirche an. Bei einer Umfrage nach der ursprünglichen Bedeutung von Weihnachten vermutete die Hälfte der Bevölkerung, die Weihnachtserzählung stehe in Grimms Märchen. Ostern und Pfingsten sind inhaltlich kaum besetzt.

Christliche Ethik wird in der eher unkenntlichen Form eines verblaßten Protestantismus der Großelterngeneration, der kantischen Pflichterfüllung und einiger Aufklärungsresiduen (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit) weiter überliefert. Aber die kleinbürgerliche „Anständigkeit“ wird tagtäglich von ex-sozialistischer oder umgekehrt liberalistischer Praxis überlagert. Vom Lebensschutz der Ungeborenen bis zur Sterbekultur, ja Bestattungskultur setzt sich ein gleichgültiges Nützlichkeitsdenken durch. Die meisten Kinder und Jugendlichen erfahren erst im (nicht immer erteilten) Ethik-Unterricht, daß es zehn Gebote gibt (oder gab).

Dazu auch eine Reihe plastischer persönlicher Erfahrungen an meiner Ost-Universität.

Sprechstunde mit einem „Zweitsemester“ in Dresden; er möchte etwas über Jesus lesen. „Ich weiß nur: Er ist an ein Brett genagelt worden, außerdem wurde sein Prozeß ungerecht geführt. Können Sie mir einmal die Prozeßakten leihen?“

Szenenwechsel zu einer Prüfung, in der es um die Bergpredigt und ihren Autor ging, bravourös sogar, was die Seligpreisungen und ihren schwierigen Inhalt anging. Auch die Frage nach dem Autor dieser ethischen Forderungen wurde zur vollen Zufriedenheit ausgeführt, bis am Schluß der Satz fiel: „... und dann ist er gesteinigt worden.“ Nach nochmaligem Nachdenken kam zögern der Alternativvorschlag: „... oder doch eher gekreuzigt.“

Beide selbsterlebten Beispiele stehen für viele, die zu umfangreich sind, um aufgezählt zu werden. Auch geht es nicht ums Anekdotische, erst recht nicht ums Gelächter oder gar um ein Überlegenheitsgefühl. Tatsache und damit Alltag ist jedoch, daß unter den (freiwilligen) Hörern einer Vorlesung zum Christentum schätzungsweise 80-90 % Agnostiker sitzen, die in der Regel zum ersten Mal zusammenhängend etwas über Idee, Geschichte und Gestalten dieser Religion hören. Die obigen Ausschnitte sind auch deswegen gewählt worden, weil insbesondere das Symbol „Kreuz“ durchaus nicht immer mit Jesus also mit dem Christentum in Beziehung gesetzt wird. Entweder wird es mit Spartakus und dem spätrömischen Sklavenaufstand assoziiert oder es hat keine Besetzung mehr: Zu stark wirkt noch die Tabuisierung des religiösen Sprechens durch die offizielle Sprachregelung in der DDR nach. Vielfach wurde ja nicht mehr gegen die Religion gesprochen, wodurch sie zumindest negativ in Erinnerung geblieben wäre, sondern sie wurde durch Totschweigen aus der Erinnerung viel wirksamer getilgt.

Diese moderne damnatio memoriae hat zur Folge, daß das religiöse Grundwissen auch an der Universität für die meisten ausgetrocknet ist, genauer gesagt, nie eingepflanzt wurde. Glauben ist aber auch Wissen über den Glauben. Das Wissen ist sogar unter normalen Bedingungen die erste Hinführung zur gedanklichen Auseinandersetzung mit dem Glauben. Der Blindflug in irgendwelche Erweckungen oder unmittelbaren Erleuchtungen wird meistens fälschlich als eine Hochform religiöser Erfahrung verstanden, stattfinden wird er in den seltensten Fällen.

Dieses Unwissen hat mehrere schwerwiegende Folgen. Zum einen meint es hohe Unsicherheit über das Gehörte, ja die Unmöglichkeit, es im Kontext des Ganzen (der ja nicht vorhanden ist) unterzubringen und zuzuordnen. Gerade das Christentum hat ja eine innere Logik, die beispielsweise das Credo durchzieht, so daß es fast unsinnig wird, eine einzelne Glaubenswahrheit als einzelne herauszugreifen: Wieso hat sich Jesus foltern lassen, wenn er doch Gott war? Wozu braucht es den heiligen Geist (wer ist das überhaupt)? Was hat Jungfrauengeburt für einen Sinn?

Zum zweiten bringt das Unwissen entscheidende Hörfehler. Als Mitte der christlichen Verkündigung hatte die Autorin über mehrere Stunden Vorlesung hinweg die Inkarnation dargestellt gerade im Unterschied zu den heidnischen Mythen etwa Griechenlands, wo die Götter unter einer Maske und in gewollter Anonymität auf Zeit die Erde besuchten, um unter vielerlei Gestaltwandel ihren Zwecken gemäß zu erscheinen und zu verschwinden. Inkarnation war also deutlich betont als Selbigkeit der Gestalt, als Raum- und Zeitbindung Gottes, als Selbstverpflichtung unter empirischen Beschränkungen, die sogar den Tod einschlossen. Im begleitenden Tutorium wurde von mehreren versichert, die Dozentin hätte „Reinkarnation“ vertreten, die Wiedergeburt in verschiedenen Gestaltungen und in verschiedenen wechselnden „Leben“. Der Unterschied zwischen Inkarnation und Reinkarnation war wegen der Wortähnlichkeit sachlich nicht mehr aufgenommen worden, zumal ja auch Reinkarnation ein „neues“ religiöses Angebot darstellt.

Damit ist eine dritte Schwierigkeit angesprochen: Zwischen Religion und Religion kann kaum verglichen und abgewogen, geschweige denn geurteilt werden. Als im Herbst 1995 die Zeitungsmeldung die erste Seite besetzt hatte, eine elefantenköpfige Götterstatue in einem Hindutempel trinke Milch aus Opferschalen, wurde eine Wunderdiskussion gewünscht, in deren Verlauf alle religiösen Wunder, auch die Heilungswunder Jesu oder seine Auferstehung, unter demselben Aspekt primitiver Sinnestäuschung

aufgefaßt wurden. Überhaupt ist der Unterschied der Gestalt Jesu zu anderen religiösen Meistern oder auch zu tiergestaltigen Göttern anderer Traditionen nur mit der zähen Geduld differenzierten Denkens klarzumachen. „Das Religiöse“ blieb ein so lange Zeit unbeackter Boden, daß selbst einfache Unterscheidungen schwer zu vermitteln sind. Viertens antwortet darauf ein immer öfter gehörter Wunsch (oder Stoßseufzer), an nichts glauben zu „müssen“. Die Darstellung der Grundlagen des Buddhismus mit der Lehre von der Selbsterlösung kraft konzentrierter „Entwurzelung“ trifft regelmäßig auf hohe Aufmerksamkeit, weil hier kein Glaube an die Götter vorausgesetzt wird. Nicht als „westliches“ Phänomen greift heute vermehrt im Osten Deutschlands der Buddhismus, sondern als Frucht der inneren Ratlosigkeit. Paradoxiertweise steht auf der einen Seite häufig der Wunsch zu glauben, auf der anderen Seite aber ebenso häufig der Wunsch, nicht „zuviel“ zu glauben. Die Scheu, sich in unbekannte Prozesse einzulassen, ist dabei auch aus geschichtlicher Erfahrung hoch: Aufgedrängte Ideologien wurden in der Lebenszeit von drei bis vier Generationen sämtlich als lügenhaft entlarvt. Fünftens ist ein kultureller Bruch mit dem Schwinden des religiösen Grundwissens verbunden. Anspielungen in Literatur, Alltagssprüchwörtern, Redewendungen, in bildender Kunst und musikalischen Texten sind nicht mehr zu entziffern; dieser Hinweis ist nichts Neues. Neu ist gleichwohl das Ausmaß dieses kulturellen Analphabetismus. Wo der Name und die Ursprungssymbolik Abrahams verschwunden sind, wo Jakob und sein Traum von der Himmelsleiter unbekannt bleiben, wo die Exodus-Erfahrung Israels zum ersten Mal vage gehört wird, wo der Beginn des Johannes-Prologs („Im Anfang war das Wort“) erst mühsam buchstabiert wird, läßt sich nicht nur mittelalterliche Literatur schlecht lesen, sondern auch Goethe, Lessing und der Expressionismus. Selbst die Bedeutung der Sixtinischen Madonna bleibt rätselhaft, ebenso wie der reformatorische Impetus der Kirchenlieder Luthers versunken ist. Der expressionistische Dichter Ernst Toller wurde in einer sächsischen Tageszeitung rühmend hervorgehoben, er habe das geflügelte Wort geprägt, endlich „Schwerter zu Pflugscharen umzuschmieden“. Daß er dies von dem Propheten Micha aus dem AT übernommen hatte, hätte die Kenntnis vorausgesetzt, daß es solch einen Propheten überhaupt gab. Aufzählungen dieser Art sind ermüdend und sollen daher unterbleiben; sie sind aber tägliches Brot der „Re-Alphabetisierung“.

Dennoch ist die Gesellschaft nicht eigentlich religionslos, die Suche wird nur verschoben. Die Jugendweihe (ohne sozialistischen Hintergrund) ist ungebrochen beliebt, sektiererische und esoterische Angebote finden Zulauf, Radikalismen der rechten und linken Jugend-Szene bieten Weltanschauungsersatz, und sei es durch Gewalt. Nach wie vor verläuft das Leben der meisten freilich im gewohnten disziplinierten Anstand, in nicht selten berührender Menschlichkeit. Doch ist die „Leerstelle“ Gott und die entsprechende Leerstelle „Sinn“ schmerzlich unbesetzt. Auf die Fragen einer geistigen Neuordnung und sittlichen Wertvorstellung der Gesellschaft kann nicht einfach - wie es gegenwärtig geschieht - religionslos und utilitaristisch oder pragmatisch geantwortet werden.

Das mögliche Arbeitsfeld des Christentums

Hier läge ein Ansatz für die Neuverkündung des Evangeliums. Eben mit dem Abrücken von den unberechenbaren Folgen des autonom verstandenen Fortschritts eröffnet sich eine neue Möglichkeit: nicht zu einer Rückkehr des Religiösen in die politisch-bürgerlichen Strukturen, nicht zu einer religiösen Verwaltung von Wissenschaft, Technik, Forschung, aber zu einer ihnen vorausliegenden Sinnbestimmung. Solcher Sinn kann freilich nicht gemacht, er kann nur wahrgenommen werden. Und zwar nicht von den wenigen Eingeweihten, sondern letztlich von jedem, sofern diese Qualität für Sinn neu geübt, biblisch gelehrt wird. Niemand ist nur in die „Strukturen“ der Welt eingebunden und dort zum Funktionieren aufgerufen, mehr noch:

vernutzt. Unverlierbare Würde, unvertretbare Verantwortung können mit neuer geistiger Entschiedenheit nur hervortreten, wenn dem Menschen die unmittelbare Fähigkeit, Gott zu hören und ihm zu gehören, zugesprochen wird. Hier liegt die volle Mündigkeit der Person - nicht in der religionskritischen Autonomie, wie von Feuerbach bis Nietzsche behauptet, sondern im neugelernten Gespräch mit dem göttlichen Ursprung - ist er doch dem Menschen gerade nicht heteronom, sondern als eigener Ursprung auch selbstgeigen.

Die bisherige, auch kulturelle Selbstverständlichkeit des Christentums ist zweifellos vom Nicht-Selbstverständlichen abgelöst. Zu Tage tritt nun eine Unbedingtheit, eine gleichsam erzwungene Entschiedenheit im Christlichen, aber auch für das Christliche. Eine Erfahrung hat unser Jahrhundert bereits nachhaltig gemacht: daß sich in den christlichen Kirchen (im Plural ihrer Konfessionen) und um sie herum ein Kraftfeld aufbaut. Nicht umsonst haben sich dort die Kräfte des Widerstandes gegen die totalitären Staaten des 20. Jahrhunderts gesammelt - Christen wie Atheisten wie Agnostiker, die hier ein Unbeugsames witterten, schwerer einzunehmen als andere Institutionen. Auch in dem Sinne, wie es Gilbert Keith Chesterton formulierte: „Nur die Kirche kann den Menschen vor der erniedrigenden Knechtschaft bewahren, ein Kind seiner Zeit zu sein.“ Sie hält dem Denken das Absolute vor für das von Grund auf Menschliche, das Sittliche. Wie ein Schacht, der zum Grundwasser vorgetrieben ist. Wie das Salz, das noch salzt. Wer denn sollte diese Aufgabe noch übernehmen, den Menschen an seiner absoluten Würde zu messen - und nicht mit dem Maß der Parteidoktrin, des Zweckes, der für das Individuum tödlichen Ideologien? „Sie sagen, der Mensch gehe sie nichts an, man müsse ihn wie einen Ziegelstein benützen, wie Zement, man müsse aus ihm, nicht für ihn bauen“ - so Ossip Mandelstam, Rußlands großer ermordeter Lyriker über seine und vieler anderer Millionen Mörder. Wer steht denn gegen die zementartige Brauchbarkeit eines Menschen, wenn nicht die vom Christentum schlecht und recht (ja schlecht und recht) gehütete Überzeugung von der Würde eines jeden?

Überall, wo es um etwas Moderneres als die Aufklärung geht, geht es um solche neuformulierten Zusagen. Nicht um phrasenhaft Altes, sondern um die Klärung des Menschlichen, das sich doch wesentlich nur von Gott her klären läßt. Hier greift das Evangelium auch, ja erst recht in der säkularisierten Welt. „Weltfrömmigkeit“ wäre auch ein Motto der Neuevangelisierung.

Wer jedoch die unmittelbare religiöse Aussage scheut, mag immer noch teilhaben an der inneren Vernetzung von Religion und Kultur oder zumindest darauf aufmerksam gemacht werden. Was Antoine de Saint-Exupéry im „Flug nach Arras“ formulierte, kann als ein - wenn auch bescheidenes - Credo eines aufgeklärten Neuheidentums verstanden werden: „Jeder ist für alle verantwortlich. Jeder ist allein verantwortlich. Jeder ist allein für alle verantwortlich. Ich verstehe zum ersten Mal eines der Geheimnisse der Religion, aus der die Kultur hervorging, die ich als die meine anspreche.“⁵⁰

Ex oriente lux?

Nach diesen eher düsteren Skizzen aber die hellere Gegenseite desselben Zusammenhangs: die unleugbare Erfahrung einer besonderen und fast vorurteilslosen Aufmerksamkeit auf religiöses Reden. Aus dem Westen kommend war die Autorin auf Kirchenkritik vorbereitet, aus der Kenntnis der Ideologie her auch auf Religionskritik im Stile des 19. Jahrhunderts, nämlich auf die Projektionsthese Feuerbachs, die gesellschaftliche Abschaffung Gottes bei Marx, das Opium-Argument oder auch Nietzsches Aufwertung des Menschen durch die endliche Tötung Gottes. Keines dieser erwarteten

Klischees wurde nachhaltig vertreten, eher in Form von Testfragen erprobt und bereitwillig fallengelassen, sofern eine ernsthafte Antwort vermutet wurde. Das bedeutete für das religionsphilosophische Sprechen die angenehme Überraschung, unmittelbar mit der Lektüre von Texten oder der Darstellung von religiösen Fragen beginnen zu können, ohne den Schutt gängiger „westlicher“ Frageverbote oder Denkwänge beiseite räumen zu müssen.

Wieder ein griffiges Beispiel: Im einem Münchner Semester Anfang der 90er Jahre wurde ein Augustinus-Seminar gleich zu Anfang mit der Bemerkung unterbrochen, Augustinus könne man heute nicht mehr lesen, er sei - wie das gesamte Christentum - frauenfeindlich (ein Vorwurf, den er in einem anderen Seminar mit Buddha teilte). Es bedurfte einer Unterbrechung von zwei Stunden, um diesen Einwurf vor dem Hintergrund der Spätantike zu versachlichen und überhaupt den Raum für eine Kenntnisnahme der intellektuellen Leistung des Kirchenvaters wieder zu eröffnen. Einige Semester später im Osten dasselbe Thema mit demselben Text: Zwar hatte keiner der Teilnehmer zuvor sich annähernd mit Augustinus beschäftigt, die Lektüre begann aber sofort konzentriert und lernbereit.

Damit ist die eigentliche Erfahrung erreicht: die berührende Bereitwilligkeit zuzuhören. Sie entbindet die Dozentin nicht von der Mühe, fast vor jeder Fragestellung eine Art Katechese durchzuführen, biblische Geschichte zu vermitteln, Historisches aufzubereiten, das „eigentlich“ bekannt sein mußte. Aber die Offenheit des Zuhörens ist gleichzeitig befruchtend für beide Seiten. Es bedeutet das Formulieren altbekannter Zusammenhänge mit erfrischender Erstmaligkeit, das Rückübersetzen des philosophisch oder theologisch Ausdifferenzierten ins Elementare, das Beantworten „unbeantwortbarer“ Fragen wie etwa nach der Dreieinheit Gottes mit dem Risiko des Unvollständigen und dem Eingeständnis eigener Unzulänglichkeit. Kurz: Die Areopag-Situation des Paulus ist täglich zu erleben, über den „unbekannten Gott“ zu hören. Und vom Wunsch der Zuhörer her ist gerade darüber zu sprechen. Die oben geschilderten Grenzen des Verständnisses haben den Wunsch als solchen nicht unterbunden; sie erschweren nur die Vermittlung. Aber es war nicht gesagt, daß Paulus sich auf dem Areopag ausdrücklich leicht tat. Entbunden hat ihn wohl das ungeheuchelte Dabeisein der Zuhörer. Vor diesem größten und unerreichbaren Vorbild werden die eigenen Versuche in ihrer Kleinheit anschaulich, aber auch vertretbar. Person ist auf Person resonant - das macht die Aufgabe fordernd, überfordernd, aber auch befriedigend. Ex oriente lux? Solches ist manchmal zu hören, aus der eigenen Erfahrung jedoch nicht zu bestätigen. Aber: Ex oriente desiderium lucis. Und das ist nicht wenig

1 Durs Grünbein, Aus der Hauptstadt des Vergessens. Aufzeichnungen aus einem Solarium, in: FAZ, Bilder und Zeiten, 7. 3. 1998: „Los Angeles. Diese Stadt ist ein Frontalangriff auf das Gedächtnis. Ihr wucherndes Territorium, das die Urbanologen erschreckt und die Historiker zum Stottern bringt, ist ein Diagramm jener Amnesie, die am Jahrhundertende über den ganzen Globus fegt. Weniges überdauert die letzten fünf Jahre, den magischen Turnus der Investitionen und Auslöschungen. 'History is five years old', sagt eine kalifornische Redensart.“

2 Vgl. Jürgen Habermas, Die postnationale Konstellation, Frankfurt 1989; bzw. ders., Die Zukunft der menschlichen Natur. Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?, Frankfurt 2001, 43.

3 Jedenfalls bei einer so maßgebenden Protagonistin wie Judith Butler und ihrem Bestseller: Gender Trouble, 1991; dt.: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt 1992.

4 Christina von Braun, Der Stroh-Mann. Zur Konstruktion moderner Männlichkeit. Rezension in der NZZ (Nr. 129 vom 7./8.6.1997, 53) von: George L. Mosse, Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit. Frankfurt (Fischer) 1997.

5 Körper wird als Ort des Protestes gegen eine nicht autonom erstellte Identität ausgespielt. Die französische Künstlerin Orlan (ein Pseudonym) hat in einer Computer-Überblendung berühmter Frauenporträts ein ideales Selbstporträt entwickelt, auf das hin sie sich, über Video dokumentiert, chirurgisch verändern läßt. Vgl. H.-B. Gerl-Falkovitz, Zwischen neuem Somatismus und Leibferne. Zur Kritik der Gender-Forschung, in: IKZ Communio 30, 3 (2001), 225 - 237. Vgl. den Artikel „Per Messerschnitt zum Selbstbild“, in: Schwäbisches Tagblatt vom 03.02.97. Gegen „vorgegebene“ Muster rebelliert die gegenwärtige Kunst, eines ihrer merkwürdigsten Materialien ist der Körper oder das „Fleisch“.

6 Donna Haraway, Woman, Simian and Cyborgs. The Reinvention of Nature, London 1991.

-
- 7 Jürgen Habermas, Die Zukunft der menschlichen Natur, a.a.O., 45.
- 8 H.-B. Gerl-Falkovitz, Kindsein zwischen Labor und Liebe, in: dies., Eros - Glück - Tod und andere Versuche im christlichen Denken, Gräffelfing 2001, Kap. VIII, 165 - 182.
- 9 So bei Emmanuel Levinas, Die Zeit und der Andere, übers. v. Ludwig Wenzler, Hamburg (Meiner) 1989.
- 10 Odo Marquard, Lob des Polytheismus. Über Monomythie und Polymythie, in: Marquard, Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien, Stuttgart 1981, 91 - 116, hier 110. Ebd: „Es scheint mir ebenfalls fällig, daß sie [die Philosophie] ihre Kollaboration mit dem Monomythos beendet und Distanz gewinnt auch zu all dem, was in ihr selber zu dieser Kollaboration disponiert. Das ist insbesondere das Konzept der Philosophie als orthologischer Mono-Logos: als das Singularisierungsunternehmen der Ermächtigung einer Alleinvernunft durch Dissensverbote, bei dem - als unverbesserliche Störenfriede - die Geschichten a priori nicht zugelassen sind: weil man da erzählt, statt sich zu einigen.“
- 11 Thomas Assheuer, Macht euch die Erde untertan. Nach dem Streit um Walser: Warum Schriftsteller die monotheistischen Religionen für die Sinnkrise verantwortlich machen. Ein zweiter Blick auf die Romane von Peter Handke und Michel Houellebecq, in: Die Zeit Nr. 30 vom 18. Juli 2002, 33. Besprochen werden die Romane von Handke Der Bildverlust und von Houellebecq Plattform.
- 12 Erik Peterson, Der Monotheismus als politisches Problem (1935), in: Peterson, Theologische Traktate. Ausgewählte Schriften Bd. 1. Mit e. Einl. hg. v. Barbara Nichtweiß, Würzburg (Echter) 1994, 23 - 81, hier: 24 und 59.
- 13 Michel Foucault, Gespräch mit Madelaine Chapsal (1966).
- 14 Wolfgang Welsch, Unsere postmoderne Moderne, Weinheim 3. Aufl. 1991, 325 und 327. „Transversal“ ist ein im Widerspruch zu „transzendent“ gebildeter Begriff „gegenläufiger“ Vernunft.
- 15 Ebd., 328.
- 16 Jean-François Lyotard, Le différend, Paris 1983; dt. Der Widerstreit, München 1987.
- 17 Jean-François Lyotard, Philosophie und Malerei im Zeitalter ihres Experimentierens, Berlin 1986.
- 18 Eugène Ionesco, Über mich selbst, in: Deutsche Tagespost vom 18. 2. 1989 (Übers. eines Interviews in „30 Giorni“).
- 19 Georg Imdahl, Wenn der Schoß brennt. So abscheulich kann Leben sein: Die Affäre um den norwegischen Künstler Bjarne Melgaard in Herford, in: FAZ vom 8. Mai 2002.
- 20 Ernst Ginsberg, Abschied. Erinnerungen, Zürich (Arche) 1965, 189.
- 21 Jürgen Habermas, Glauben und Wissen. Die Rede des diesjährigen Friedenspreisträgers des deutschen Buchhandels, in: FAZ Nr. 239 vom 14. Oktober 2001, 9.
- 22 Assheuer, Macht euch die Erde untertan, a.a.O., 33.
- 23 George Steiner, Grammatik der Schöpfung. Übers. v. Martin Pfeiffer, München (Hanser) 2001,
- 24 Sieglinde Geisel, Störfaktor Sex, in: NZZ Nr. 169 vom 24. Juli 2002, 33.
- 25 Vgl. die Inszenierung von Mozarts Don Giovanni durch Martin Kocelj bei den Salzburger Festspielen 2002: Die Opfer des Helden sind selbst im Dessous reizlos-steril; Tod ist die einzige bleibende Faszination des Lebens.
- 26 Hans Joas, Eine Rose im Kreuz der Vernunft. Das Neue ist nicht neu, aber als Altes ist es gut: Wer von der Wiederkehr der Religion spricht, der verkennt, daß diese nie verschwunden war. Jürgen Habermas' Rede von der postsäkularen Gesellschaft ist verdienstvoll, greift aber zu kurz, in: Die Zeit Nr. 7 vom 7. Februar 2002, 32.
- 27 Ebd.
- 28 Vgl. H.-B. Gerl-Falkovitz, Europa ohne Christentum? Religionsphilosophisches Nachdenken, in: „Die Geister, die ich rief...“ Herausforderungen in Technik, Wissenschaft und Wirtschaft, hg. v. Institut für Bildung und Entwicklung im Caritasverband der Erzdiözese München und Freising, München (Don Bosco) 2002, 13 - 30.
- 29 Ludwig Wittgenstein, Tractatus logico-philosophicus 6.52.
- 30 Vgl. die (angekündigte) Trilogie von Linus Hauser, Kritik der neomythischen Vernunft. I: Menschen als Götter der Erde. 1800-1945, Paderborn 2002; II: Neomythen der beruhigten Endlichkeit. Die Zeit ab 1945 (2004); III: Die Fiktionen der Science. Moderne Wissenschaft zwischen Religionsförmigkeit und Rationalität (2006).
- 31 Ablesbar am medizinischen Fortschritt: Mit Zunahme der Lebenserwartung nehmen die altersbedingten Krankheiten zu, für deren Behebung wiederum verbrauchende Embryonenforschung betrieben werden soll, für deren Legalität bisher geltendes Recht geändert werden muß, welche Zwecklichkeits-Argumentation schließlich aber auch für euthanatische Maßnahmen verwendet werden kann etc.
- 32 Vgl. den anonymen Artikel: Rückgang der christlichen Religiosität. Untersuchung über Glauben und Werte im Kanton Zürich, in: NZZ Nr. 170 vom 25. Juli 2002, 31. Dort wird anhand einer Umfrage festgestellt, für Festlichkeiten seien christliche - hier: reformierte - Riten weit weniger gefragt als für das „Verkräften schwieriger Lebenssituationen“.
- 33 Vgl. Antoine Faivre, Esoterik im Überblick. Geheime Geschichte des abendländischen Denkens, Freiburg 2001; Horst E. Miers, Lexikon des Geheimwissens, 1997; weniger fundiert: Julia Ewersen, Lexikon der Esoterik, Zürich 2001.
- 34 Vater Alexander Schmemman, Aufzeichnungen 1973-1983, Einsiedeln (Johannes) 2002.
- 35 Vgl. die Enzyklika Veritatis splendor von Johannes Paul II. 1998, welche den historischen Bund des Christentums mit der Rationalität beschreibt.
- 36 Johannes von Guenther, Nachwort, in: ders. (Hg.), Russische Kriminalgeschichten, Frankfurt (Fischer) 1962, 204: „Es ist schade, daß Kain nicht die Möglichkeit hatte, mit einem Roman von Edgar Wallace seine übersteigerten Affekte abzureagieren.“
- 37 Jürgen Habermas, Glauben und Wissen, a.a.O., 9.
- 38 J. Derrida/M. Wieviorka, Jahrhundert der Vergebung, in: Lettre international 48 (2000), 10 - 18, hier: 11f. Zitiert nach Jan-Heiner Tück, Versuch über Auferstehung, in: IKZ Communio 3 (2002), 274 - 279.

-
- 39 Wolfgang Frühwald, Hüter der Verwandlungen. Über Religion und Literatur am Beginn des neuen Jahrhunderts, in: Schwarz auf Weiß. Informationen und Berichte der Künstler-Union-Köln 2 (2002), 6 -18, hier: 11.
- 40 So die Überschrift von Thomas Steinfeld über die Rezension von Strauß' Buch „Das Partikular“, München (Hanser) 2000, in: FAZ vom 15.4.2000.
- 41 George Steiner, Von realer Gegenwart, München (Hanser) 1990.
- 42 George Steiner, Der Garten des Archimedes. Essays, München (Hanser) 1998, 49: „in unserer gegenwärtigen byzantinischen Kultur“.
- 43 Botho Strauß, Der Aufstand gegen die sekundäre Welt. Bemerkungen zu einer Ästhetik der Anwesenheit (1991), in: Strauß, Der Aufstand gegen die sekundäre Welt, München (Hanser) 1999, 41. Beklagenswert ist nur, daß auch Strauß statt „transzendent“ das überall fälschlich auftauchende „transzendental“ verwendet - ein Schönheitsfehler im ansonsten tadellos gerittenen Parcours des Textes!
- 44 Ebd.
- 45
- 46 Ebd., 42.
- 47 Ebd., 47.
- 48 Ebd., 50.
- 49 Ebd., 43. Dieser Satz geht auf den russischen Religionsphilosophen, Mathematiker, Physiker und Dichter Pawel Florenskij zurück (1882-1937, im sowjetischen „Arbeitserziehungslager“ wegen „konterrevolutionärer Propaganda und Agitation“ erschossen). Vgl. P. Florenskij, Die Ikonostase. Urbild und Grenzerlebnis im revolutionären Rußland, Stuttgart (Urachhaus) 2. Aufl. 1990.
- 50 Flug nach Arras, Bad Salzig 1949, 187.